

Julio
Cortázar
Bestiarium

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 543

Bezeichnend für die acht Erzählungen *Das besetzte Haus*, *Brief an ein Fräulein in Paris*, *Die Ferne*, *Omnibus*, *Kopfschmerz*, *Circe*, *Die Pforten des Himmels* und die Titelgeschichte *Bestiarium* ist der jeweilige Ausgangspunkt: Alltagsmilieu, alltägliche Personen und Begebenheiten; die Art der Mitteilung: genauer, realistischer, scheinbar kunstlos-naiver Bericht, in dessen Verlauf die beklommene Spannung des Lesers jedoch ständig zunimmt und schließlich, im gleichen Tonfall, als sei es selbstverständlich, der plötzliche Einbruch des Unerhörten, zutiefst Schockierenden in die »normale« Welt.

»Allen Erzählungen Cortázers ist das besessene Forschen nach dem Grund der Dinge gemeinsam. Immer befinden wir uns in Situationen des Übergangs, in Grenzsituationen, in kritischen Momenten. Cortázers Geschichten sind kritische Protokolle von Krisen, die so übermächtig werden, daß die kritische Distanz des Protokollanten und des Lesers rapide abnimmt und selbst zur Krise wird.«

(Karsten Garscha)

Julio Cortázar
Bestiarium

Erzählungen

Aus dem Spanischen von
Rudolf Wittkopf

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Bestiario*

5. Auflage 2016

Erste Auflage 1979

suhrkamp taschenbuch 543

© 1979 by Julio Cortázar

Copyright der Originalausgabe (Novena Edición)

© 1969 Editorial Sudamericana Sociedad Anónima, calle

Humberto I° 545, Buenos Aires

Das besetzte Haus, Die Ferne: © der deutschen Übersetzung

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1978

© der übrigen deutschen Übersetzungen Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1979

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: LibroSatz, Kriftel

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37043-8

Inhalt

Das besetzte Haus	7
Brief an ein Fräulein in Paris	14
Die Ferne	25
Omnibus	36
Kopfschmerz	49
Circe	65
Die Pforten des Himmels	84
Bestiarium	100

Das besetzte Haus

Wir mochten das Haus, es war nicht nur geräumig und alt (heute, wo immer mehr alte Häuser wegen des guten Preises, den man für ihre Baumaterialien erzielt, abgerissen werden), es barg auch Erinnerungen an unsere Urgroßeltern, an den Großvater väterlicherseits, an unsere Eltern und an die ganze Kindheit.

Irene und ich hatten uns daran gewöhnt, es allein zu bewohnen, was eine Torheit war, denn in diesem Haus hätten gut acht Personen wohnen können, ohne einander im Wege zu sein. Morgens machten wir sauber, schon um sieben standen wir auf, und so gegen elf überließ ich es Irene, die letzten Zimmer durchzuwischen, und ging in die Küche. Immer pünktlich um zwölf Uhr aßen wir zu Mittag; es blieb dann nichts mehr zu tun, außer ein paar Teller zu spülen. Mit Befriedigung dachten wir beim Mittagessen an das große stille Haus und daß wir es ganz allein sauber halten konnten. Manchmal meinten wir, daß wir des Hauses wegen nicht geheiratet haben. Irene hat ohne besonderen Grund zwei Bewerber abgewiesen, und mir starb María Esther, noch ehe es zur Verlobung gekommen war. Wir traten ins vierzigste Lebensjahr mit dem unausgesprochenen Gedanken, daß die bescheidene und stille Geschwisterehe, die wir führten, der notwendige Abschluß der von unseren Ahnen in diesem Haus gegründeten Geschlechterfolge wäre.

Eines Tages würden wir hier sterben, entfernte Verwandte würden das Haus erben und es abreißen lassen, um sich an dem Grundstück und den Backsteinen zu bereichern; da wäre es besser, der Gerechtigkeit wegen, wir selbst rissen es ab, bevor es zu spät wäre.

Irene war ein Mädchen, das die Gabe hatte, nie jemanden zu stören. Abgesehen von ihrer morgendlichen Geschäftigkeit, verbrachte sie den Rest des Tages strickend auf dem

Sofa ihres Schlafzimmers. Ich weiß nicht, warum sie so viel strickte; ich glaube, die Frauen stricken, weil ihnen diese Arbeit einen grandiosen Vorwand zum Nichtstun liefert. Nicht so Irene, sie strickte immer nützliche Sachen, Leibwäsche für den Winter, Socken für mich, Bettjäckchen und Westen für sich. Manchmal strickte sie eine Weste und dann räufelte sie sie im Nu wieder auf, weil ihr etwas daran nicht gefiel; es war lustig, im Körbchen den Berg krauser Wolle zu sehen, die sich wehrte, ihre Form von wenigen Stunden zu verlieren. Samstags ging ich in die Stadt, um für Irene die Wolle zu kaufen; sie vertraute meinem Geschmack, fand Gefallen an den Farben und nie mußte ich Stränge zurückbringen. Ich benutzte diese Stadtgänge, um mich in den Buchhandlungen umzusehen und nach Neuerscheinungen französischer Literatur zu fragen. Vergebens, seit 1939 kam nichts nach Argentinien, das lesenswert gewesen wäre.

Doch von dem Haus will ich erzählen, von dem Haus und von Irene, ich bin nicht wichtig. Ich frage mich, was Irene wohl ohne das Stricken getan hätte. Ein Buch kann man wiederlesen, aber wenn ein Pullover fertig ist, kann man ihn nicht nochmal stricken; das wäre Unfug. Eines Tages fand ich die untere Schublade der Kommode aus Kampferholz bis oben angefüllt mit weißen, grünen und lila Schals. Sie waren eingemottet und gestapelt wie in einem Kurzwarengeschäft; es fehlte mir der Mut, Irene zu fragen, was sie damit tun wolle. Wir hatten es nicht nötig, uns den Lebensunterhalt zu verdienen, jeden Monat kam Geld von den Gütern ein und sammelte sich an. Für Irene war das Stricken nur Zeitvertreib, sie besaß eine erstaunliche Fingerfertigkeit, und mir verflogen die Stunden, wenn ich ihren Händen zuschaute, die wie silbrige Igel waren, dem Hin und Her der Nadeln und wie die Wollknäuel in einem oder zwei Körbchen auf dem Boden zappelten. Das war hübsch.

Wie mich nicht an die Einteilung des Hauses erinnern: Das Eßzimmer, ein Salon mit Gobelins, die Bibliothek und drei große Schlafzimmer lagen in dem hinteren Teil, der auf die

Rodriguez-Peña geht. Nur ein Korridor mit seiner Tür aus massiver Eiche trennte diesen Teil von dem Vorderflügel, wo ein Badezimmer, die Küche, unsere Schlafzimmer und das große Wohnzimmer waren, von dem man in die Schlafzimmer und auf den Korridor gelangte. Man kam ins Haus durch eine gekachelte Vorhalle und die Gittertür führte direkt ins Wohnzimmer. Trat man also durch die Vorhalle ein und öffnete die Gittertür, stand man gleich im Wohnzimmer; zu beiden Seiten waren die Türen zu unseren Schlafzimmern und gegenüber lag der Korridor, der zum hinteren Teil führte; ging man den Korridor entlang, stieß man auf die Eichentür, und dahinter begann der andere Teil des Hauses; aber man konnte auch unmittelbar vor der Tür links abbiegen und einen engeren Gang entlanggehen, der zur Küche und zum Bad führte. Stand die Tür offen, konnte man sehen, wie groß das Haus war; wenn nicht, machte es den Eindruck eines Appartements, wie sie jetzt häufig gebaut werden und in denen man sich kaum bewegen kann; Irene und ich wohnten immer in diesem Teil des Hauses, fast nie gingen wir durch die Eichentür, außer um im hinteren Teil zu putzen; es ist ja unglaublich, wieviel Staub sich auf den Möbeln ansammelt. Buenos Aires mag eine saubere Stadt sein, doch das nur dank ihrer Einwohner und nicht ihres Namens wegen. Zuviel Schmutz in der »guten Luft«, und kaum weht ein Lüftchen, schon legt sich der Staub auf den Marmor der Konsolen und zwischen die Kreuzstickereien der Tischdecken und man hat ihn an den Fingerkuppen; es macht viel Arbeit, ihn mit dem Staubwedel wegzukriegen, er fliegt auf, bleibt eine Weile in der Luft und legt sich dann von neuem auf Möbel und Klaviere.

Ich werde mich immer deutlich daran erinnern, denn es ging ganz einfach und ohne viel Umstände vonstatten. Irene strickte in ihrem Schlafzimmer, es war acht Uhr abends und mir fiel plötzlich ein, das Mate-Teekesselchen aufs Feuer zu stellen. Ich ging den Korridor entlang bis zur angelehnten Eichentür, bog in den schmalen Gang ein, der zur Küche

führt, als ich etwas im Eßzimmer oder in der Bibliothek hörte. Es klang dumpf und unbestimmt, wie ein Stuhl, der auf den Teppich fällt, oder wie Gemunkel. Gleichzeitig oder eine Sekunde später hörte ich es auch hinten im Korridor, der von den Zimmern dort bis zur Eichentür führt. Ich stürzte zur Tür, bevor es zu spät wäre, warf mich mit dem ganzen Körper gegen sie und schlug sie zu; zum Glück steckte der Schlüssel auf unserer Seite, und zur Sicherheit schob ich noch den Riegel vor.

Ich ging in die Küche, setzte das Kesselchen auf, und als ich mit dem Teetablett wiederkam, sagte ich zu Irene:

»Ich mußte die Korridortür zuschließen. Sie haben den hinteren Teil besetzt.«

Sie ließ das Strickzeug fallen und sah mich mit ihren ernsten und müden Augen an.

»Bist du sicher?«

Ich nickte.

»Dann«, sagte sie, indem sie ihre Stricknadeln wieder aufhob, »müssen wir eben auf dieser Seite bleiben.«

Mit großer Sorgfalt bereitete ich den Mate, sie brauchte eine Weile, bis sie ihre Handarbeit wieder aufnahm. Ich erinnere mich, daß sie an einer grauen Weste strickte; ich mochte diese Weste.

Die ersten Tage fanden wir es betrüblich, denn beide hatten wir in dem besetzten Teil viele Dinge gelassen, die uns lieb waren. Meine Bücher französischer Literatur, zum Beispiel, waren alle in der Bibliothek. Irene vermißte einige Tischdecken und ein Paar Pantoffeln, die im Winter so schön wärmten. Mir tat es um meine aus Wacholder geschnitzte Pfeife leid, und ich glaube, daß Irene an eine jahrealte Flasche »Hesperidina« dachte. Oft (doch dies nur in den ersten Tagen) schlossen wir irgendeine Kommodenschublade und sahen uns traurig an.

»Ist nicht hier.«

Wieder eine Sache, die wir auf der anderen Seite des Hauses eingebüßt hatten.

Doch es gab auch Vorteile. Das Saubermachen wurde soviel einfacher, daß wir, auch wenn wir sehr spät aufstanden, um halb zehn, zum Beispiel, um elf Uhr schon mit verschränkten Armen dasaßen. Irene machte es sich zur Gewohnheit, mit mir zusammen in die Küche zu gehen und mir bei den Vorbereitungen für das Mittagessen zu helfen. Nach reiflicher Überlegung wurde folgendes beschlossen: während ich das Mittagessen zubereitete, sollte Irene etwas kochen, das man am Abend kalt essen würde. Wir waren über diese Lösung glücklich, denn es war immer lästig, bei Dunkelwerden die Schlafzimmer verlassen zu müssen und noch mit dem Kochen anzufangen. Jetzt genügten uns der Tisch in Irenes Schlafzimmer und kalte Platten.

Irene war froh, denn so blieb ihr mehr Zeit zum Stricken. Ich kam mir wegen der Bücher etwas verloren vor, doch um meine Schwester nicht zu betrüben, begann ich Papas Briefmarkensammlung durchzusehen, so konnte ich mir die Zeit vertreiben. Jedem machte seine Beschäftigung viel Vergnügen, und fast immer saßen wir zusammen in Irenes Schlafzimmer; dort war es gemütlicher. Manchmal sagte Irene:

»Schau mal dieses Muster, das mir eingefallen ist. Sieht es nicht aus wie ein Kleeblatt?«

Eine Weile später war ich es, der ihr ein kleines viereckiges Papierchen vor die Augen hielt, damit sie sich die Schönheit irgendeiner Marke von Eupen und Malmédy betrachte. Wir fühlten uns wohl und hörten langsam auf zu denken. Man kann leben, ohne zu denken.

(Wenn Irene im Traum sprach, wachte ich sofort auf. Nie konnte ich mich an diese Statuen- oder Papageienstimme gewöhnen, eine Stimme, die aus den Träumen und nicht aus der Kehle kam. Irene sagte, wenn ich träume, würfe ich mich so wild herum, daß manchmal die Bettdecke herunterfiele.

Zwischen unseren Schlafzimmern lag das Wohnzimmer, doch nachts vernahm man im Haus das kleinste Geräusch. Wir hörten uns atmen, husten, ahnten des andern Tasten nach dem Schlüssel des Nachttisches, einer des anderen häufige Schlaflosigkeit.

Davon abgesehen, war alles still im Haus. Tagsüber gab es die häuslichen Geräusche, das zarte Klappern der Stricknadeln, das Rascheln, wenn ich die Seiten des Briefmarkenalbums umblätterte. Die Eichentür, ich sagte es glaube ich schon, war massiv. In der Küche und im Bad, die an den besetzten Teil des Hauses grenzten, begannen wir lauter zu sprechen, oder Irene sang Wiegenlieder. In der Küche gibt es zu viele Topf- und Geschirrgeräusche, als daß dort andere zu hören waren. Ganz selten gestatteten wir uns, dort zu schweigen, aber wenn wir ins Wohnzimmer oder in die Schlafzimmer zurückkehrten, war im Haus wieder Stille, gedämpftes Licht, auch traten wir leiser auf, um uns gegenseitig nicht zu stören. Daher kam es wohl, daß ich nachts sofort aufwachte, wenn Irene im Traum zu sprechen anfing.)

Es hieße fast, dasselbe nochmal erzählen, wären die Folgen nicht andere gewesen. Spät abends hatte ich Durst, und bevor ich zu Bett ging, sagte ich zu Irene, daß ich in die Küche gehen wolle, um mir ein Glas Wasser zu holen. Von der Schlafzimmertür aus (Irene strickte) hörte ich ein Geräusch in der Küche; wahrscheinlich in der Küche, aber vielleicht auch im Badezimmer, denn die Biegung des Korridors dämpfte das Geräusch. Irene war durch mein plötzliches Stehenbleiben aufmerksam geworden und kam zu mir, ohne ein Wort zu sagen. Wir lauschten und hörten deutlich, daß die Geräusche von dieser Seite der Eichentür kamen, aus der Küche, aus dem Badezimmer oder gar aus dem Korridor, dort wo er abbog.

Wir sahen uns nicht einmal an. Ich packte Irene am Arm und wir liefen, ohne uns umzusehen, zur Gittertür. Die Ge-

räusche in unserem Rücken wurden lauter, blieben jedoch undefinierbar. Ich schlug die Gittertür hinter uns zu und wir standen in der Vorhalle. Jetzt hörte man nichts mehr.

»Sie haben diesen Teil besetzt«, sagte Irene. Das Strickzeug hing ihr in den Händen und die Wollfäden gingen bis zur Gittertür, unter der sie sich verloren. Als sie bemerkte, daß die Knäuel auf der anderen Seite geblieben waren, ließ sie das Strickzeug einfach fallen.

»Hast du Zeit gehabt, etwas mitzunehmen?« fragte ich sie unnützerweise.

»Nein, nichts.«

Uns war geblieben, was wir auf dem Leibe hatten. Ich dachte an die fünfzehntausend Pesos im Schrank meines Schlafzimmers. Jetzt war es zu spät.

Da ich meine Armbanduhr noch hatte, sah ich, daß es elf Uhr abends war. Ich legte meinen Arm um Irenes Taille (ich glaube, sie weinte) und so gingen wir auf die Straße hinaus. Bevor wir weggingen, jammerte es mich, ich schloß die Eingangstür gut zu und warf den Schlüssel in den Gully. Damit es einem armen Teufel nicht etwa einfiele zu stehlen und in das Haus einzudringen, zu dieser Stunde und wo es besetzt war.

Brief an ein Fräulein in Paris

Andrée, eigentlich habe ich Ihr Appartement in der Calle Suipacha nicht beziehen wollen. Nicht so sehr wegen der kleinen Kaninchen, eher weil es mich schmerzt, in eine in sich geschlossene Ordnung einzudringen, konstruiert bis in die feinsten Maschen der Luft, deren Zellen die Musik des Lavendels bewahren, das Flügelschlagen eines verstaubten Schwans, das Spiel der Violine oder der Viola in dem Quartett von Rará. Es ist mir peinlich, einen Raum zu betreten, wo jemand, der schön wohnt, alles nach dem Bilde seiner Seele angeordnet hat, hier die Bücher (auf der einen Seite die spanischen, auf der anderen die französischen und englischen), dort die grünen Sofakissen, genau an dieser Stelle des Tischchens der gläserne Aschenbecher, der eine halbe Seifenblase zu sein scheint, und immer ein Duft, ein Klang, ein Wachsen von Pflanzen, eine Photographie des gestorbenen Freundes, ein Ritual von Tablett mit Tee und Zuckerzangen . . . Ah, liebe Andrée, wie schwer ist es doch, auch wenn man sie bei völliger Verleugnung des eigenen Seins akzeptiert, sich der minuziösen Ordnung zu widersetzen, die eine Frau in ihrer fragilen und duftigen Wohnung herstellt. Wie sträflich, ein Metalltäbchen von seinem Platz zu nehmen und es ans andere Ende des Tisches zu stellen, es einfach dort hinzustellen, weil man seine englischen Wörterbücher geholt hat und sie auf dieser Seite des Tisches, in Reichweite liegen müssen. Dieses Täbchen von seinem Platz zu nehmen, ist wie ein unerwartetes, entsetzliches Rot mitten in einer Modulation von Ozenfant, so als wenn in dem verhaltensten Augenblick einer Symphonie von Mozart plötzlich mit ungeheurem Peitschenknall die Saiten sämtlicher Kontrabässe rissen. Dieses Täbchen von seinem Platz nehmen, verändert das Spiel der Beziehungen in der ganzen Wohnung, jedes Gegenstandes zum anderen, jedes Moments ihrer Seele zur vollen

Seele der Wohnung und ihrer abwesenden Besitzerin. Und ich kann meine Finger nicht einem Buch nähern, kann nicht einmal den Lichtkegel einer Lampe verkleinern, den Deckel von der Spieldose nehmen, ohne daß mich wie ein Schwarm zeternder Spatzen das Gefühl umschwirrt, etwas Schimpfliches und Anmaßendes zu tun.

Sie wissen, warum ich in Ihre Wohnung kam, in Ihren so ruhigen und von Sonne umschmeichelten Salon. Alles scheint ganz natürlich, wie immer, wenn man die Wahrheit nicht weiß. Sie sind nach Paris gegangen, ich übernahm das Appartement in der Calle Suipacha, wir trafen ein einfaches, befriedigendes Abkommen, jedem würde gedient sein, bis der September Sie wieder nach Buenos Aires führt und es mich in eine andere Wohnung verschlägt, wo vielleicht . . . Doch nicht deswegen schreibe ich Ihnen, ich schicke Ihnen diesen Brief wegen der kleinen Kaninchen, ich halte es für meine Pflicht, Sie davon zu unterrichten; und weil ich gerne Briefe schreibe, und vielleicht auch, weil es regnet.

Am vergangenen Donnerstag, um fünf Uhr nachmittags, bin ich umgezogen, halb verwirrt, halb widerwillig. Ich habe in meinem Leben so viele Koffer geschlossen, ich habe so viele Stunden damit verbracht, meine Habseligkeiten zu packen, was dann zu nichts geführt hat, daß der Donnerstag ein Tag voller Schattengebilde und Riemen war, denn wenn ich die Riemen der Koffer sehe, ist es, als sähe ich Schatten, Elemente einer Peitsche, die mich indirekt, auf die raffinierteste und schrecklichste Weise peitscht. Doch ich packte die Koffer, gab Ihrem Dienstmädchen Bescheid, daß ich kommen würde, um mich bei Ihnen einzurichten, und stieg in den Aufzug. Genau zwischen dem ersten und dem zweiten Stock fühle ich, daß ich ein kleines Kaninchen spucken würde. Nie hatte ich Ihnen das erklärt, doch glauben Sie nicht, daß es unaufrichtig von mir war, es ist nur natürlich, wenn einer den Leuten nicht groß erzählt, daß er von Zeit zu Zeit ein kleines Kaninchen spuckt. Wie immer ist es passiert, als ich allein war, und ich behielt die Sache für mich, wie man ja auch so

manches von dem, was einem tagtäglich geschieht (oder was man geschehen läßt), für sich behält. Machen Sie mir keinen Vorwurf daraus, Andrée, machen Sie mir keinen Vorwurf daraus. Von Zeit zu Zeit passiert es mir eben, daß ich ein kleines Kaninchen spucke. Das ist kein Grund, um nicht irgendwo zu wohnen, auch ist es kein Grund, um sich zu schämen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und zu schweigen.

Wenn ich spüre, daß ich ein kleines Kaninchen spucken werde, stecke ich mir die Finger in den Mund, wie eine geöffnete Zange, und warte, bis ich im Hals den wohligen Flaum fühle, der schäumend hochkommt wie brausendes Natron. Alles geht schnell und hygienisch vor sich, ist in kürzester Zeit geschehen. Ich nehme die Finger aus dem Mund und halte ein kleines weißes Kaninchen an den Ohren. Das kleine Kaninchen scheint zufrieden, es ist ein normales und wohlgestaltetes Kaninchen, nur sehr klein, so klein wie ein Kaninchen aus Schokolade, aber weiß und ein richtiges kleines Kaninchen. Ich setze es mir auf die Hand und streichle ihm mit den Fingern das Flaumhaar, das kleine Kaninchen scheint mit seiner Geburt zufrieden, es ist quirlig und drückt sein Schnäuzchen gegen meine Haut, mit dieser lautlosen und kitzelnden Schnupperbewegung einer Kaninchen-schnauze an der Haut einer Hand. Es sucht etwas zu fressen, und dann bringe ich es auf den Balkon (ich spreche von damals, als das in meiner Vorstadtwohnung geschah) und setze es in den großen Blumentopf, in dem Klee wächst, den ich zu eben dem Zweck gesät habe. Das kleine Kaninchen stellt seine Ohren ganz auf und hascht sich mit einer schnellen Drehung seiner Schnauze ein zartes Kleeblatt, dann weiß ich, daß ich es sich selbst überlassen und gehen kann, um für eine Weile ein Leben zu führen, das sich von dem so vieler Menschen, die ihre Kaninchen bei den Bauern kaufen, nicht unterscheidet.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Stock, Andrée, gleich einer Ankündigung, wie sich mein Leben in Ihrer

Wohnung gestalten werde, wußte ich, daß ich ein kleines Kaninchen spucken würde. Und sofort bekam ich es mit der Angst (oder war es Betroffenheit? Nein, Angst vor der Betroffenheit vielleicht), denn ehe ich meine Wohnung aufgab, erst zwei Tage vorher hatte ich ein kleines Kaninchen gespuckt, und für einen Monat, für fünf Wochen, mit ein bißchen Glück auch für sechs, schien ich außer Gefahr. Bedenken Sie, daß ich das Problem der kleinen Kaninchen bestens gelöst hatte. Ich säte Klee auf dem Balkon meiner früheren Wohnung, spuckte ein Kaninchen, setzte es in den Klee, und nach einem Monat, wenn ich vermutete, daß jeden Augenblick . . ., schenkte ich das inzwischen groß gewordene Kaninchen der Señora Molina, die an ein *hobby* glaubte und nichts sagte. In einem anderen Blumentopf sproß bereits wieder zarter und nahrhafter Klee, und gelassen wartete ich auf den Morgen, da das Kitzeln eines hochkommenden Flaumfells mir die Kehle zuschnürt, und das neue kleine Kaninchen lebte von dieser Stunde an das Leben des früheren, mit den gleichen Gewohnheiten. Die Gewohnheiten, Andrée, sind konkrete Formen des Rhythmus, sind der Teil des Rhythmus, der uns leben hilft. Es ist nicht so schrecklich, kleine Kaninchen zu spucken, hat man sich einmal an den unveränderlichen Kreislauf, an die Prozedur gewöhnt. Sie werden vielleicht wissen wollen, warum diese ganze Arbeit, warum all dieser Klee und die Señora Molina. Man hätte das kleine Kaninchen doch besser gleich töten sollen und . . . Ah, müßten Sie auch nur eines spucken, es mit den Fingern nehmen und sich in die hohle Hand setzen, noch so inniglich verbunden mit Ihnen durch den Akt der Geburt, durch die unbeschreibliche Aura seiner unmittelbaren Nähe. Ein Monat Abstand macht viel aus; ein Monat bedeutet Größe, langes Fell, Sprünge, wilde Augen; ein völliger Unterschied. Andrée, ein Monat macht ein Kaninchen, macht wirklich ein Kaninchen; aber die erste Minute, wenn der wohlige und quirlige Wuschel von einer Präsenz ist, der man sich nicht entziehen kann . . . Wie ein Gedicht in den ersten Minuten,

die Frucht einer Nacht in Edom: so sehr eins mit uns wie wir selbst . . . und später überhaupt nicht mehr wie man selbst, so entrückt und fern in seiner schlichten weißen Welt im Briefpapierformat.

Trotz allem entschloß ich mich, das kleine Kaninchen zu töten, kaum daß es geboren wäre. Ich sollte vier Monate in Ihrer Wohnung wohnen: vier – vielleicht mit etwas Glück drei – Löffel Alkohol in die Schnauze. (Wissen Sie, daß Barmherzigkeit es erlaubt, ein kleines Kaninchen sofort zu töten, indem man ihm einen Löffel Alkohol zu trinken gibt? Sein Fleisch schmeckt dann besser, sagt man, obgleich ich . . . Drei oder vier Löffel Alkohol, dann das Badezimmer oder eine Schachtel und in den Abfall.)

Als ich am dritten Stock vorbeifuhr, regte sich das kleine Kaninchen in meiner offenen Hand. Oben wartete Sara, um mir zu helfen, die Koffer hineinzutragen . . . Wie es ihr klar machen, daß eine Laune, eine Tierhandlung? Ich wickelte das kleine Kaninchen in mein Taschentuch, steckte es in die Tasche meines Überziehers und ließ diesen offen, um das Tierchen nicht zu beengen. Es bewegte sich kaum. Sein kleines Bewußtsein mußte ihm wichtige Fakten entdecken: daß das Leben eine Aufwärtsbewegung ist mit einem Klick am Ende, und daß es auch ein niedriger, weißer, einhüllender und nach Lavendel riechender Himmel auf dem Grund einer behaglichen Grube ist.

Sara bemerkte nichts, es faszinierte sie zu sehr das schwierige Problem, ihren Ordnungssinn mit meinem Kleiderkoffer, meinen Papieren zu vereinbaren, und mit meinem Mißmut angesichts ihrer ausgefeilten Erklärungen, bei denen der Ausdruck »zum Beispiel« vorwiegt. Sobald ich konnte, schloß ich mich im Bad ein; es jetzt gleich töten. Eine Aura von Wärme umgab das Taschentuch, das kleine Kaninchen war ganz weiß und vielleicht noch niedlicher als die anderen. Es sah mich nicht an, es war nur quirlig und zufrieden, was die schrecklichste Art war, mich anzusehen. Ich sperrte es in die leere Hausapotheke und ging wieder hinaus, um auszupacken, verwirrt, doch nicht

unglücklich, nicht schuldbeladen, mir nicht die Hände einseifend, um eine letzte Zuckung zu entfernen.

Mir wurde klar, daß ich es nicht töten konnte. Aber in derselben Nacht spuckte ich ein schwarzes Kaninchen. Und zwei Tage später ein weißes. Und in der vierten Nacht ein graues Kaninchen.

Sie müssen ihn lieben, den schönen Kleiderschrank in Ihrem Schlafzimmer mit seiner großen, freigebig sich öffnenden Tür und den leeren Fächern, die auf meine Wäsche warten. Jetzt habe ich sie dort. Dort drinnen. Das scheint zwar unmöglich; nicht einmal Sara würde es glauben. Weil Sara nichts argwöhnt, und daß sie nichts argwöhnt, kommt daher, daß ich fürchterlich arbeite, eine Arbeit, die mir mit einem einzigen Harkenzug meine Tage und meine Nächte raubt und mich innerlich ausglüht und verhärtet, wie dieser Seestern, den Sie auf den Rand der Badewanne gelegt haben, und der einem bei jedem Bad den Körper mit Salz und peitschender Sonne und großem Rauschen der Tiefe zu füllen scheint.

Tagsüber schlafen sie. Es sind zehn. Tagsüber schlafen sie. Bei geschlossener Tür ist der Kleiderschrank für sie eine Nacht bei Tage, dort schlafen sie ihre Nacht ruhig und gehorsam. Wenn ich zur Arbeit gehe, nehme ich die Schlüssel des Schlafzimmers mit. Sara muß denken, daß ich ihrer Ehrlichkeit nicht traue, und blickt zweifelnd, jeden Morgen ist ihr anzusehen, daß sie mir etwas sagen will, doch am Ende schweigt sie und ich bin froh darüber. (Wenn sie das Schlafzimmer macht, von neun bis zehn, mache ich im Salon Lärm, lege eine Platte von Benny Carter auf, die die ganze Wohnung erfüllt, und da auch Sara gern Saetas und Pasodobles hört, scheint es im Kleiderschrank still zu sein, und vielleicht ist es das auch, denn für die kleinen Kaninchen ist es schon Nacht und Zeit zum Schlafen.)

Ihr Tag beginnt nach dem Abendessen, wenn Sara bei